LISA MARCKS

Vom Himmel zum Meer

GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Hamburg 1892. Die junge Waise Agnes tritt eine Stelle als Gesellschafterin der Pfarrerswitwe Tilly Bevenkamp an. Doch dann bricht die Cholera aus, und die Frauen fliehen in Tillys altes Elternhaus an die Ostseeküste. Eines Tages entdeckt Agnes bei einem Spaziergang ein leer stehendes Herrenhaus mit einer herrlich ausgestatteten Küche. Einer, in der man anders als in der Kate die wunderbarsten Köstlichkeiten zaubern könnte … Sie hat jedoch die Rechnung ohne den Besitzer, den attraktiven Adligen Benjamin von Reiker, gemacht. Kategorisch verweigert er ihr den Zutritt zu dem Haus. Aber gelingt es ihm auch, ihr den Zutritt zu seinem Herzen zu verbieten?

Informationen zu Lisa Marcks
sowie zu weiteren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Lisa Marcks

Vom Himmel zum Meer

Roman

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage
Originalausgabe April 2019
Copyright © 2016 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkterstraße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagfoto: © FinePic®, München
Redaktion: Viola Eigenberz
BH · Herstellung: kw
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48829-2
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

Meiner Großmutter
& allen,
die schon einmal
auf die Nase gefallen sind.
Seid stolz auf euch.
Ihr habt es versucht!

Der Glanz von Karamell

Straßburg, Sankt-Bartholomäus-Waisenhaus
Juli 1892

Hinter dem Fenster tanzten die Sonnenstrahlen. Agnes hielt inne und pustete sich eine rostrote Locke aus dem Gesicht. Sie liebte es, an lauen Sommertagen hier zu stehen, wenn eine Brise das Wispern der Stadt durch das Fenster wehte. Regen hatte die Luft reingewaschen und ließ die Dächer der Fachwerkhäuser rund um das Münster glänzen. Hier und da huschte Rauch aus einem Schornstein, kräuselte sich zu einer Wolke und zerriss, sobald eine Böe hindurchfuhr.

In der Küche des Waisenhauses war es dämmrig und still. Bertrande, die Köchin, war einkaufen gegangen und hatte Agnes mit den Worten zurückgelassen, ja keinen Unsinn zu verzapfen. Als wenn ihr das in den Sinn käme! Heute war ihr letzter Tag im Waisenhaus. Ihr letzter auch in Straßburg, in ihrer Heimat. Wie könnte sie da Unsinn verzapfen? Es war doch viel naheliegender, Bertrandes Schätze zu suchen, die sie vor den Mäusen und den Kindern versteckte und anschließend meist selbst nicht wiederfand.

Während im Herd die Kohlen knackten und in der Speisekammer Mäuse raschelten, blickte Agnes auf das

hinunter, was sie zutage gefördert hatte. Einen Schatz, nicht mehr und nicht weniger. Einundzwanzig Rosinen hatte Bertrande in einem Spalt zwischen zwei Fliesen versteckt, in einer Schachtel, die kaum größer war als Agnes' Daumen.

Einundzwanzig Rosinen, das war wie für sie gemacht. Eine Rosine für jedes Lebensjahr, es fehlte bloß eine halbe, denn sie war ja einundzwanzigeinhalb.

Agnes beugte sich hinab und schnupperte. Diese Süße! Am liebsten würde sie sich eine mopsen und gleich essen, aber dann würde der Strudel nicht so gut, und das konnte sie unmöglich zulassen. Eine Fülle Locken hüpfte aus ihrem Dutt und fiel über ihre karamellfarben glitzernden Augen, als sie sich wieder aufrichtete. Sie würde einen Strudel backen, wie ihn das Waisenhaus noch nicht gesehen hatte. Was nicht schwer war, denn einen Strudel hatte noch keines der Kinder je zu Gesicht bekommen. Aber Agnes sah ihn genau vor sich: mit einer zarten braunen Kruste, die hier und dort aufgebrochen war. Einem milden, süßen, wunderbaren Duft, der die Küche und dann das weitläufige Gebäude erfüllen würde. Und im Innern das goldbraune Leuchten der Rosinen …

Mit einem Hieb ließ sie den Teig auf die Tischplatte niedergehen. Es klatschte zufriedenstellend, und Agnes, die mit so viel Kraft gar nicht hätte vorgehen müssen, lächelte. In den vergangenen Tagen war ihre Stimmung trüb gewesen. Die Zukunft, die morgen beginnen würde, war ihr nicht das kleinste bisschen verlockend erschienen. Der Rosinenfund aber hatte alles verändert.

Sie fühlte sich getröstet und war mit einem Mal guten Mutes. Wenn sie noch zu Hause solches Glück hatte – wie würde es dann erst in der Ferne sein!

»Hamburg«, murmelte sie leise vor sich hin. Das war sehr weit von hier. Geradezu Sibirien, hatte die Köchin gemosert. Aber hoffentlich nicht so kalt.

Doch ob Hamburg so lebendig wie Straßburg war, so voller Geräusche, Gerüche und Geschmäcker? Wenn sie an Deutschland dachte, malte sie sich schwarze Tannen aus, deren Spitzen sich im Wind bogen. Schiller und Goethe fielen ihr ein, Bismarck und der Kaiser natürlich. Obwohl das Elsass seit 1871 deutsch war, erschien Agnes das eigentliche Kaiserreich fremd. Ihr Zuhause würde sicher immer Straßburg bleiben.

Aber aufregend war es, so weit in die Ferne zu reisen. Erst recht, da sie bislang erst einmal aus der Stadt herausgekommen war. Weiter als bis in die nahen Vogesen war es damals aber nicht gegangen.

Mit einem neuerlichen Knall ließ sie den Teig auf der Tischplatte aufkommen, nahm ihn hoch und hieb ihn wieder auf das Holz, noch einmal und noch einmal, bis er mürbe genug war.

Nun durfte er ruhen. Im Gegensatz zu ihr, die den Boden zu fegen begann. Jeden Winkel der Küche säuberte sie, so wie es seit Jahren wohl niemand mehr getan hatte. Nachdem alles blitzte, kramte sie den Staubwedel hervor. Mehl wirbelte vom Tisch auf und schwebte wie winzige Schneeflocken langsam hinunter. Zufrieden damit, sich auf diese Weise die doppelte Arbeit verschafft zu haben, fegte sie erneut. Ihr war alles recht,

was sie beschäftigte. Denn wenn sie ausruhte, würde die Nervosität von ihr Besitz ergreifen, und dann würde sie ihren letzten Tag hier überhaupt nicht genießen können.

Gerade wollte sie einen Eimer Wischwasser einlassen, als sie einen gebeugten Rücken hinter den Scheiben vorbeischlingern sah. Charles! Der Mann mit dem Obst, das er bewachte wie ein Adler seinen Horst.

Agnes sprang vor und riss das Fenster auf.

»Bonsoir, Monsieur!«

Mit einem Knurren drehte der Gärtner sich um und sah sie von schräg unten unwillig an.

An den Tag, als Agnes ihn zum ersten Mal gesehen hatte, erinnerte sie sich nicht. Doch die Köchin hatte ihr berichtet, sie sei damals in fröhliches Gekicher ausgebrochen. Was Charles ihr nie verziehen hatte. Auch jetzt verdüsterte sich sein schmal geschnittenes Gesicht, er verengte die Augen zu Schlitzen und grummelte unverständlich in sich hinein.

»Haben Sie einen Apfel für mich, Monsieur?«, fragte sie trotzdem. Sie hatte längst aufgehört, sich vor Charles zu fürchten, so wie es die Jüngeren taten.

»Apfel«, knurrte er und starrte sie aus seinen fast schwarzen Augen drohend an. »Wozu brauchst du einen Apfel?«

»Ich backe.«

Er spuckte aus und ließ im Gras einen Fleck Kautabak zurück.

Ob er wusste, dass heute ihr letzter Tag im Waisenhaus war? Und falls er es wusste, freute er sich darüber?

»Haben Sie einen für mich?«, fragte sie.

Statt einer Antwort drehte er sich um und schleppte sich den Weg entlang. Es hieß, er sei einst vergiftet worden, so erzählte es zumindest die Köchin. Bertrande hatte Dutzende Varianten dieser Geschichte parat, die sich stark voneinander unterschieden. Ihnen gemein war bloß, dass Charles zur See gefahren und als gebrochener Mann zurückgekehrt war.

Jetzt verlief seine Wirbelsäule in einem weichen Bogen abwärts. Sein Kopf befand sich fast auf der Höhe seiner Knie. Er war langsam zu Fuß und kutschierte sich selbst manchmal, wenn ihn niemand sah, in einer umgebauten Weinkiste herum. Er gärtnerte, weil der Boden für ihn so nahe war. Und schrieb nachts in seiner abgelegenen Kate Abhandlungen über Dinge, von denen Agnes nie zuvor gehört hatte. Sie hatten mit Sternen zu tun und dem Universum, das sie alle umgab.

»Nu komm«, schnarrte er, hielt inne und wandte sich zu ihr um. »Ich hab nicht ewig Zeit.«

Agnes stieß das Fenster zu und rannte hinaus. Als ihr einfiel, dass sie als Dame ihres Alters nicht rennen sollte, verlangsamte sie ihre Schritte, ertappte sich aber schon an der Tür dabei, wie sie wieder schneller wurde.

Die Stufen von der Eingangstür hinunter waren mit Regentropfen bedeckt. Agnes glitt aus, schlitterte auf den Hacken hinab und fing sich im letzten Moment.

Wieder grummelte Charles etwas, das sie nicht verstand.

Nach wenigen Schritten war sie neben ihm, noch ein paar, und er lag abgeschlagen zurück.

Agnes drosselte ihre Geschwindigkeit. Langsam gehen, um ihn nicht zu verärgern. Zumindest nicht noch mehr, als er es ohnehin grundsätzlich war.

Im Schneckentempo passierten sie den Kräutergarten und die Ställe, aus denen das Blöken der Schafe drang. Noch ein paar Schritte an der Mauer entlang, und sie erreichten seine Hütte, deren hinterer Teil als Vorratskammer für Obst und Wurzelgemüse diente.

Mit der Schulter stieß er die Tür auf. Der fensterlose Raum, der sich dahinter auftat, war finster, aber Agnes wusste, wie es hier aussah. In den Regalen lag Flasche neben Flasche. Rum, aus fernen Ländern mitgebracht. Das liebste Getränk des Teufels, wie Charles ihr einmal zugeflüstert hatte, und seines ebenfalls.

»Wie viele Äpfel?«, brummte er auf Französisch.

Agnes blickte ihn überrascht an. In all den Jahren, die sie ihn kannte, war er nie freundlich zu ihr gewesen.

»So viel, wie Sie entbehren können«, antwortete sie auf Deutsch.

Er spuckte wieder Tabakreste aus und starrte sie mit grimmiger Miene an.

»Willst du dich jetzt schon anbiedern?«

»Wie bitte?«

»Sprich Französisch, wie es jeder rechtschaffene Mensch tut!«

»Oui, Monsieur.«

Hier belauschte sie ja niemand. Die deutsche Obrigkeit hörte es nicht gern, wenn die Straßburger Französisch sprachen.

»Oui, Monsieur«, äffte er sie nach und verschwand im Dunkel der Kammer.

Unter den Angestellten des Waisenhauses wurde gemunkelt, Charles habe auf seinen Reisen die Bekanntschaft mit Voodoo gemacht. Agnes war nicht sicher, was Voodoo war, glaubte allerdings so viel zu verstehen, als dass es sich um einen Zauber handelte. Mit diesem Zauber, hieß es, wolle Charles die Rückkehr des Elsass zu seinem Heimatland erzwingen und opfere die Ratten und Mäuse, die dumm genug waren, sich in seine Kate zu verirren. Beiße ihnen in den Nacken, sauge ihr Blut aus und spucke es ins Feuer.

Agnes glaubte nicht eine Sekunde daran. Aber: Bei Charles gab es keine Nagetiere, was sie sich nicht erklären konnte. Niemals ein Rascheln, niemals ein Pfotenabdruck im Staub, nirgendwo Mäusekötel.

Charles war im abseitigen Teil des Raumes verschwunden, wo sie ihn leise auf Französisch vor sich hinmurmeln hörte. Schließlich nahm sie ein sausendes Geräusch wahr, und etwas Kleines, Rundes hätte sie beinahe an der Stirn getroffen. Im letzten Moment schoss ihre Hand hinauf und fing es. Es war ein rotwangiger, glänzender Apfel.

»Gut gefangen«, brummelte Charles. Er warf noch einen Apfel, diesmal von schräg unten. Seine Geschicklichkeit überraschte Agnes, und sie hatte Mühe, die Frucht im letzten Moment aus der Luft zu fischen, bevor sie gegen die Wand knallte.

Charles' Gesicht erschien in der Dunkelheit. Bertrande erzählte, er sei früher ein schöner Mann gewesen,

und es fiel nicht schwer, ihr zu glauben. Seine Züge hatten etwas Elegantes, beinahe Aristokratisches mit der hohen Stirn, den weit auseinanderstehenden Augen, in denen Klugheit und manchmal kühler Spott zu lesen waren, sowie der schmalen Nase mit ihrem sichelförmig geschwungenen Rücken.

»Hier sind noch ein paar. Mit zweien lässt sich nichts backen«, knurrte er.

Ohne ihrem Blick zu begegnen, ließ er sie in Agnes' ausgebreitete Schürze plumpsen.

»Gib auf dich Acht, Agnes«, murmelte er so leise, dass sie ihn kaum verstand. »Es gibt eine Menge unfreundlicher Menschen dort draußen.«

Er streckte die Hand aus. Verwundert nahm Agnes sie, und so verharrten sie einen Moment, reglos, als wenn die Zeit stillstünde.

»Husch«, knurrte er plötzlich und ließ ihre Hand fallen. »Nun geh schon. Geh.«

Verblüfft murmelte Agnes einen Dank.

»Husch«, wiederholte er grollend, und Agnes lief mit gesenktem Kopf an den knorrigen Obstbäumen vorbei, die Äpfel in ihrer Schürze an sich gepresst.

Im langen, dunklen Korridor war leise das Geschnatter der anderen zu hören. So spät am Tag wurde kein Unterricht mehr abgehalten, aber Pfarrer Wieland legte Wert darauf, die Kinder auch nach Schulschluss anzuleiten. So wurde gestrickt und gestickt oder geschreinert, je nach Lust und Talent. Sogar die Mädchen durften die Handarbeitsnadeln gegen Hammer oder Säge tauschen.

Etwas Warmes rann ihre Wange hinab. Agnes schluckte, wischte die Tränen fort, konnte sich aber gegen die Hickser nicht zur Wehr setzen, die sie nun schüttelten. So lange hatte sie sich zusammengenommen, aber jetzt ging es nicht mehr. So gut wie blind stieß sie die Tür zur Küche auf, roch die Süße, die Tag und Nacht hier in der Luft lag, und ließ die Äpfel aus ihrer Schürze auf den Tisch kullern.

Warum sie ausgerechnet jetzt weinte, war ihr selbst schleierhaft. Wegen Charles, dessen Anflug von Freundlichkeit so ungewohnt war? Nein, zumindest nicht nur. Sie wollte nicht fort! Da konnte sie noch so hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken versuchen. Ihr Zuhause war hier. Bertrande, Pfarrer Wieland und die anderen Waisen waren ihre Familie.

In Hamburg hingegen … Was würde sie dort erwarten? Ein gutes Leben – oder aber nicht?

Agnes schniefte, wischte sich mit einer entschlossenen Geste die Tränen fort und rollte den Teig aus. Das Haar fiel ihr ins Gesicht, über die Himmelfahrtsnase und den himbeerfarbenen Mund, den sie vor Anstrengung zusammenkniff. Sie zog und zerrte, bis die Teigbahn beinahe auf den Boden lappte, schnitt die Früchte und gab die Rosinen hinein.

Nachdem sie den Strudel in den heißen Ofen geschoben hatte, erfüllte bald der Duft von gebackenen Äpfeln die Luft. Als sei er in Sekundenschnelle bis in die Klassenräume gedrungen, erklang schon Getrappel im Flur, ein Klopfen ertönte, und Lucille steckte ihren blond gelockten Schopf herein, der mehr schlecht als

recht von Haarbändern in Form gehalten wurde. Ihre Nase zuckte, als habe sie Witterung aufgenommen, und ein Grinsen breitete sich auf ihrem Gesicht aus.

»Mhm, das riecht lecker«, sagte sie und setzte hinzu: »Pfarrer Wieland ruft dich.«

Agnes seufzte, schluckte, wischte ihre Hände an der Schürze ab, hängte diese am Türhaken auf und wünschte sich, die Zeit zurückdrehen zu können.

Treppauf und treppab ging es den lang gezogenen Korridor hinunter, der den westlichen mit dem östlichen Flügel des Waisenhauses verband. In dem einen Teil wurde gekocht, gestrickt und geschlafen. In dem anderen gelernt, und hier lebte auch der Pfarrer mit seiner Frau.

Als Agnes die Tür zu seiner Wohnung sah, durchfuhr sie solches Heimweh, dass sie für einen Augenblick kaum atmen konnte. Aber es war doch viel zu früh für Heimweh. Sie war ja noch nicht einmal fort.

Sie klopfte.

»Herein«, ertönte seine sonore Stimme.

Agnes drückte die Tür zu dem Studierzimmer auf. Pfarrer Wielands schmale Gestalt verschwand beinahe hinter dem riesigen eichenen Schreibtisch, der in der Mitte des Raumes stand, flankiert von zwei Bücherregalen, die unter der Last der theologischen Werke zusammenzubrechen drohten.

»Guten Abend«, sagte er und lächelte so zaghaft wie immer. Er hatte ein schmales, blasses Gesicht, das Agnes an ein Eichhörnchen denken ließ, auch wenn

sie sich nicht erklären konnte, weshalb. »Ich habe gehört … nun, eher gerochen … dass du zum Abschied backst. Es duftet ja geradezu weihnachtlich.«

Agnes lächelte verlegen.

»Es gab noch Rosinen. Und da ist es doch ganz gleich, ob man an Weihnachten denkt oder nicht, finde ich.«

Pfarrer Wieland lachte. Sein hellbraunes Haar fiel ihm wie immer widerspenstig in die Stirn.

»Deine Künste in der Küche werden wir vermissen.«

Sie starrte auf ihre Fußspitzen, die keine Spitzen waren, sondern eirund. Ob ihre Dienstherrin ihr ein neues Paar Stiefel kaufen würde? Eines, das tatsächlich ein Paar wäre, bei dem der eine Schuh für den rechten, der andere für den linken Fuß geschustert wäre? Sie würde sich gleich viel wohler fühlen in der Fremde, davon war sie überzeugt.

»Auch davon abgesehen wirst du uns natürlich fehlen.« Während er sprach, starrte er auf seine langen Finger, zwischen denen er einen Füllfederhalter drehte. »Aber ich bin sicher, dass es so gut ist. Und es erfüllt mich mit Stolz, wirklich, dass sich die Witwe Bevenkamp für dich entschieden hat.«

Agnes nickte.

»Ich habe sie als ernsthafte, gläubige Frau kennengelernt. Als Protestantin durch und durch.«

Er sah wohl, dass Agnes' Kopf langsam zwischen ihren Schultern verschwand, und fügte hinzu: »Sie kocht gut.«

Agnes' Kopf schoss in die Höhe.

»Wirklich?«

»Als ich sie vor zehn, nein, es müssen wohl fünfzehn Jahre sein, das letzte Mal besuchte, hat sie uns wunderbare … wie hießen sie gleich … Pahini? Persini?« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht mehr, wie die Teigtaschen hießen, die sie ihrem Gatten und mir auftischte, ich sage nur so viel: Sie waren köstlich. Ich denke also, ihr werdet euch gut verstehen, die Witwe Bevenkamp und du. Und dass du es dort schaffen wirst, Agnes, daran habe ich keinerlei Zweifel. Ich habe nie jemanden kennengelernt, der derart …« Er suchte nach Worten und tippte mit dem zugeschraubten Federhalter in die Luft, als könne er den rechten Begriff dort erhaschen. »Der derart patent ist.«

Er legte den Füllfederhalter beiseite. Die Falte über seiner linken Braue zuckte, und für einen Moment glaubte Agnes, er würde weinen. Doch das war albern. Er war der Leiter des Waisenhauses. Er hatte unzählige Kinder heranwachsen und fortgehen sehen. Wieso sollte er ausgerechnet wegen ihr traurig sein?

»Pfarrer Wieland«, sagte Agnes zögernd.

»Ja, mein Kind?«

»War mein erstes Wort tatsächlich ›Gugelhupf‹?«

Erstaunt musterte er sie.

»Ich frage deshalb, weil …« Nun, sie wusste gar nicht, warum sie es wissen wollte. Trotzdem wiederholte sie die Frage.

»Gugelhupf?«, gab er erstaunt zurück.

»Sie sagten, ich habe damals dieses Wort gesprochen.«

Man hatte ihr so wenig über den Tag ihrer Ankunft

erzählt. Nur dass an ihm der heiligen Agnes von Rom gedacht wurde, von der katholischen Seite aus zwar, während sie sich auf der evangelischen befanden. Doch man habe sie trotzdem so genannt: Agnes. Und fortan jedes Jahr am 21. Januar ihren Geburtstag gefeiert, mit dem sechsten angefangen, denn Pfarrer Wieland hatte sie an dem Tag, an dem sie vor der Pforte des Waisenhauses aufgetaucht war, auf fünf geschätzt.

»Zwölf Monate später sagtest du es. Nach Monaten, in denen du keinen einzigen Mucks von dir gegeben hattest.«

»Aber dieser Mucks … War er auf Französisch oder auf Deutsch? Sagte ich ›Gugelhupf‹ oder ›kouglof‹?«

»Ah.« Er lachte leise. »Jetzt verstehe ich, worauf du hinauswillst. Es tut mir leid, Agnes, ich kann dir deine Frage nicht beantworten. Ich erinnere mich schlicht nicht mehr. Ich weiß nur, dass du Gugelhupf erwähntest, einfach so, nach einem Jahr, in dem wir dachten, du seist stumm.«

Er kratzte sich am Ohr, nahm den Federhalter wieder auf und begann ihn erneut zwischen den Fingern zu drehen.

»Vielleicht hast du es auch auf Elsässisch gesagt. Ich weiß es wirklich nicht mehr.«

»Aber womöglich bin ich …« Sie legte den Kopf schief und wusste nicht, wie sie es ausdrücken sollte.

»Deutsche? Ja. Das kann in Betracht gezogen werden. Aber weißt du, so wichtig erschien es mir damals nicht. Und so ist es auch heute noch.«

Unschlüssig starrte sie ihn an.

»*Mir* ist es wichtig«, sagte sie nach einer Weile.

»Aber wenn es dir einmal nicht mehr wichtig ist, Agnes, dann solltest du innehalten und dich umsehen. Denn dann bist du zu Hause.«

Er lächelte ihr aufmunternd zu. War dies ihr Abschied? Agnes biss sich auf die Lippe und versuchte, nicht zu traurig auszusehen.

»Auf Wiedersehen«, sagte er leise und senkte abrupt den Kopf, als wenn er doch eine Träne verbergen wollte.

Im Schlafsaal hatte jemand ihren Koffer vor das Bett gestellt, sodass sie ihn am Morgen nicht erst hervorziehen musste. Sie schlief ganz am Fenster, denn mit der Zeit, die sie hier verbracht hatte, war sie immer weiter dorthin aufgerückt. Im letzten Jahr dann hatte sie bequem zu den Sternen hinaufsehen können.

Agnes ließ sich auf die graue, piksige Wolldecke sinken, die zusammengefaltet auf der Matratze lag. Ihr war, als habe jemand alle Freude aus ihr gesogen. Sie fühlte sich müde und leer, doch irgendwo schien ein Wust an Trauer zu lauern, bereit, sich auf sie zu stürzen.

Vier Betten standen in jeder Reihe, drei Reihen waren es insgesamt. Wie sollte sie sich bloß daran gewöhnen, allein zu schlafen? Sie kannte Lucilles Schnarchen und Marthas traurige Seufzer, sie wusste, dass es immer Caroline war, die sich im Bett drehte wie ein Kreisel und morgens mit den Haaren bis zum Boden hinabhängend aufwachte. Es war beruhigend, wenn sie aus einem Albtraum geschreckt war und die Geräusche der anderen Mädchen gehört hatte. Dann hatte sie in den Himmel

geblickt. Mal hatten silbern schimmernde Wolken den Mond bedeckt, mal war das Schwarz unergründlich gewesen. Ob auch ihre Eltern im selben Augenblick dort hinaufsahen, hatte sie sich oft gefragt. Und ob sie wissen wollten, was aus ihrem Kind geworden war, dem sie sicher einen anderen Namen gegeben hatten als den, bei dem sie jetzt gerufen wurde.

Mit einem Seufzer öffnete Agnes ihren Koffer, um noch einmal durchzuzählen. Drei helle Blusen. Zwei dunkle Röcke, eine Schürze. Und das Buch. Abgegriffen war sein Lederumschlag, speckig dort, wo sie es immer gehalten hatte. Pfarrer Wieland hatte es ihr geschenkt. Seither hütete sie es wie ihren größten Schatz.

Sie schlug es auf und fuhr mit dem Finger die Rezepte ab. Schmandwaffeln, Zwetschgenklöße und golden schimmerndes Karamell, Rosenbonbons und kandierte Ananas. Sie konnte bloß erahnen, wie diese Köstlichkeiten schmeckten.

Doch ein Strudel war nicht weniger herrlich. Agnes schloss ihren Koffer, sprang auf und lief zur Tür. Der ganze Flur war von dem süßen Duft des Apfelstrudels erfüllt. Sie lief, dem Geruch und dem fröhlichen Geplapper folgend, den schmalen Korridor entlang auf die Küche zu. Eine gemeinsame Stunde vor dem Zubettgehen blieb ihr noch. Ihr Herz machte einen Hopser. Eine Stunde, in der sie nicht an morgen denken musste.

Von der Süße des Apfels

Die Reise erschien Agnes wie ein Traum. All die Menschen, all die Bahnhöfe glitten zunächst nebelartig an ihr vorüber. Am ersten Tag fühlte sie kaum etwas, schlief in der Nacht so gut wie gar nicht und blickte meist aus dem Fenster, hinter dem eine blühende Landschaft vorbeirauschte. Dunkle Tannen, stellte sie fest, gab es hier nicht viele. Die Wälder bestanden aus kleinen, schmalen Bäumen, die freundlicher wirkten, als sie es sich vorgestellt hatte.

Immer wieder tastete Agnes nach dem knisternden Brotpapier in ihrem Mantel, in das ihr letztes Stück Apfelstrudel gewickelt gewesen war. Wie köstlich hatte er geschmeckt! Nun hing noch sein süßer Duft in dem Papier und vermittelte ihr das Gefühl, der Heimat nicht ganz so fern zu sein.

Mit der Zeit gewöhnte sie sich an die stetige Fortbewegung. Am Rhein entlangzufahren war herrlich. Zwischen Felsen hindurch schlängelte sich die Eisenbahnstrecke, hoch oben entdeckte sie Schlösser und Burgen. Sie hatte Aufenthalt in Cöln und in Hannover, wo die Landschaft gleichförmiger wurde. Aber nicht unbedingt langweiliger. Dennoch wandte sie sich nun mit mehr Aufmerksamkeit ihren Mitreisenden zu. Die Menschen

selbst wechselten zwar ständig, ihnen gemein aber war, dass sie sich ihr gegenüber freundlich verhielten und interessiert die Augen aufrissen, wenn sie von ihrer Zukunft berichtete.

»Sie *mussten* fortgehen?«, fragte die Dame ihr gegenüber, die in Celle zugestiegen war. »Sie mussten das Waisenhaus verlassen?«

»Mit einundzwanzig Jahren ist ja die Volljährigkeit erreicht.« Agnes zuckte mit den Achseln. »Da muss man gehen, ganz egal, ob man weiß, wohin.«

Die Dame stieß einen mitleidigen Seufzer aus.

»Aber Sie werden sicher bald heiraten?«, versuchte sie es noch einmal, diesmal wohl, um Agnes zu trösten.

»Oh, ich denke, nicht!«

Die Mädchen im Waisenhaus hatten ständig vom Heiraten geredet. In den schillerndsten Farben hatten sie sich ihre zukünftigen Ehemänner ausgemalt. Agnes hatte sich gewundert, wie man einen Menschen so detailliert vor sich sehen konnte, noch bevor man ihn das erste Mal getroffen hatte.

»Sie denken, nicht?« Aus großen Augen starrte die Dame sie an. Sie holte ein Taschentuch hervor und tupfte sich die Lippen ab, ließ es sinken, holte Luft, sagte aber nichts, sondern stopfte das Taschentuch kopfschüttelnd wieder zurück.

»Nun, Sie sind naiv, das ist verständlich. Sie sind jung und haben die Jahre ohne eine weise Mutter erlebt. Aber ein junges Mädchen sollte keine zu großen Schritte wagen. Bleiben Sie bei dem, was Sie kennen. Und vergessen Sie nicht, dass Frauen niemals dieselben

Möglichkeiten offenstehen werden wie den Herren der Schöpfung.«

»Ich würde mich eigentlich nicht naiv nennen.« Agnes lächelte der Dame freundlich zu. »Eher optimistisch.«

»Opt… Also, das ist ja …«

Weil ihr die Worte fehlten, wandte sich die Dame dem Fenster zu und blickte konsterniert auf das dunkle Wasser, das unter der Eisenbahnbrücke hindurchsprudelte.

Am Himmel, der fast von derselben tristen Farbe war, schossen weiße Punkte hin und her. Möwen! Wie über dem Rhein. Wie in Straßburg, wohin sich diese Vögel von Zeit zu Zeit verirrten. Sie segelten von Kehl heran und wieder zurück und tauchten, so zumindest hatte sie es sich immer vorgestellt, mit einem lauten Platschen in das Gewässer ein.

Das Leben in Hamburg, beschloss sie, würde gar nicht so anders sein. Womöglich führte die Witwe Bevenkamp sogar das Waisenhaus ihres Mannes weiter, inoffiziell, während es vor den Augen der Öffentlichkeit selbstverständlich von einem Mann geleitet würde. Und dann würde sich Agnes sofort wie zu Hause fühlen. Denn hatte Pfarrer Wieland das Straßburger Waisenhaus nicht nach dem Vorbild gestaltet, wie er es in Hamburg bei Pastor Bevenkamp, seinem geistigen Ziehvater, gesehen hatte?

Dichte Rauchschwaden ausstoßend fuhr der Zug in den Venloer Bahnhof ein.

»Wir sind da!«, rief Agnes.

Nervosität schwappte über sie wie eine heiße Du-

sche. Sie sprang auf, stellte fest, dass dies sehr undamenhaft war, und knickste.

»Haben Sie noch einen guten Tag!«

»Sie ebenfalls«, sagte die Dame, die nun reichlich verschnupft klang.

Agnes umfasste den Griff des Lederkoffers fester und versuchte, in normaler Geschwindigkeit ein- und auszuatmen, was einfach nicht gelingen wollte. Ob die Witwe Bevenkamp zur Begrüßung die Arme ausbreiten würde? Nein, das war wohl zu viel verlangt, selbst Pfarrer Wieland hatte sich bloß mit einem freundlichen Kopfnicken von ihr verabschiedet. Aber sie hatte ein so genaues Bild von ihrer Arbeitgeberin. Apfelrotwangig und rund vom Hals hinab bis zu den Knöcheln. Mit silbern leuchtendem Haar, das nachts auf Lockenwickler gedreht wurde. Was übrigens eine Arbeit war, die Agnes sehr gern übernehmen würde. Und sicher hatte die Witwe Bevenkamp eine volle dunkle Stimme, sang gern und sprach in hanseatischem Singsang, was Agnes bei Straßburgbesuchern aus Hamburg gehört hatte. Und dann die Küche! Groß stellte Agnes sie sich vor, mit einem riesigen Ofen, in dem für alle Waisenkinder gleichzeitig Brot gebacken werden konnte.

Voller Vorfreude ließ sich Agnes im Strom der Passagiere durch den schmalen Gang des Waggons treiben, kletterte die Eisenstufen hinab und sah sich gespannt um.

Doch sie blickte nur in ungeduldige Mienen und trat deshalb so gut es ging zur Seite. Wie ein Fisch-

schwarm bewegten sich die Reisenden an ihr vorbei auf die Wartehalle zu, hier und dort folgte jemand, der bummelnder unterwegs war, doch dann fand sich Agnes allein auf dem Bahnsteig.

Über ihr riefen in gellendem Ton die Möwen. Agnes legte den Kopf in den Nacken. Die Minuten verrannen. Nach einer Weile kam sie mit sich überein, dass sich Frau Bevenkamp vor dem Bahnhof befinden musste. Woher sollte sie auch wissen, auf welchem Gleis Agnes ankommen würde?

Sie griff nach dem Koffer und eilte durch die Wartehalle auf den Vorplatz zu, wo sich Kutsche an Kutsche reihte. Auch hier fand sich keine ältere Dame, die auf jemanden zu warten schien. Ganz im Gegenteil hatten es die Menschen entsetzlich eilig, hasteten in alle erdenklichen Richtungen und brachten sie mehr als nur einmal beinahe zum Straucheln.

Agnes wartete eine geschlagene Viertelstunde. Dann sah sie sich nach jemandem um, der ihr helfen könnte.

»Entschuldigen Sie«, rief sie einem Herrn mit Schaffnermütze zu. Er begleitete in Seelenruhe die mit Reisenden vollgestopfte Verbindungsbahn in Richtung Klosterthor, die sich im Schneckentempo über das Pflaster schob. »Kennen Sie zufällig ein Waisenhaus nahe dem Großen Neumarkt?«

»'n Waisenhaus nicht«, sagte er, »den Großen Neumarkt kennt hier aber jeder.«

»Ist es weit bis dorthin?«

»Halbe Stunde Kutschfahrt.«

»Oh.« Agnes blieb stehen. »Vielen Dank.«

Er lüftete seine Eisenbahnermütze und schlenderte weiter neben den Waggons her.

Unschlüssig sah Agnes zu den Droschken hinüber. Sie hatte noch eine Mark und zwei Groschen. Für die Fahrt zum Großen Neumarkt reichte das sicher, aber viel würde ihr danach nicht mehr bleiben.

»He!«

Agnes blickte auf. Der Schaffner war stehen geblieben und hatte sich ihr zugewandt.

»Is' keine gute Ecke für 'n Mädchen wie Sie.«

»Danke«, sagte sie, weil ihr nicht einfiel, was sie sonst hätte entgegnen können. »Auf Wiedersehen.«

Er nickte und wandte sich um.

Der Wind, dem sie sich ein paar Schritte vom Bahnhof entfernt entgegenstemmte, war feucht. Von oben kam das Wasser nicht. Mit jedem Windstoß spritzte Gischt aus einem Fleet heraus auf das Pflaster, das so glatt war, als wäre es mit Eis bedeckt.

Die Feuchtigkeit kroch ihr schon nach wenigen Schritten in die Kleidung. Auch wenn sie bereits Hochsommer hatten, war ihr hier weit mehr nach Herbst zumute. Doch sie hatte sicher einen schlechten Tag erwischt. Hamburg war *nicht* Sibirien, auch wenn der dunkelgraue Himmel und der an allem zerrende Wind das vielleicht nicht wussten.

Sie passierte eine schmale Brücke, auf der sich Kutsche hinter Kutsche drängte, und versuchte möglichst wenig zu atmen. Der Kanal verströmte einen üblen Gestank. Den anderen Passanten schien das kaum

aufzufallen. Sie drängten sich in entgegengesetzter Richtung an ihr vorbei.

Die Spitzen der Kirchtürme verschwanden in den Wolken. Selbst die Dächer mancher Fachwerkbauten waren nur halb zu sehen. Es gab unendlich viele Brücken in dieser Stadt und unendlich viele Fleete. Aus jedem, bemerkte sie mit gerümpfter Nase, stiegen die unangenehmsten Gerüche auf. Stechend, atemraubend und alles durchdringend.

Dicht gedrängt waren die Häuser ans Ufer gebaut. Ein Streifen Wasser bloß lag zwischen den einzelnen Reihen, sodass man von einer Seite eine Wäscheleine zur gegenüberliegenden spannen könnte – oder sich aus einem Fenster ins andere Obst zuwerfen, wenn man so gut zielen konnte wie Charles.

Als zwei Flügel aufschwangen und sich eine Gestalt hinauslehnte, erwartete Agnes fast, dass sie schwungvoll ausholen würde. Stattdessen trat eine Schüssel zutage, einem Nachttopf nicht unähnlich, wurde umgekippt, und kleine schwarze Klumpen, begleitet von einer gelben Flüssigkeit, platschten in das Wasser.

Agnes hielt die Luft an und hastete weiter. Hoffentlich fanden sich rund um das Waisenhaus weniger Kanäle. Doch die Worte des Eisenbahners kamen ihr wieder in den Sinn.

Was hatte er damit gemeint, der Große Neumarkt sei nichts für jemanden wie sie?

Je weiter sie lief, desto enger wurden die Gassen. Himmel war hier kaum noch zu erkennen, und in dem

spärlichen Licht tat sich Hofeingang neben Hofeingang auf. Als sie sich duckte und hineinspähte, sah sie, dass dort weitere Durchfahrten waren, kaum so hoch wie sie selbst. Sie war froh, dass ihr jemand den Weg gewiesen hatte. Wenn sie sich allein hier zurechtfinden müsste, wäre sie schon nach wenigen Minuten verloren.

Immerhin wurden die Fleete weniger. Den Gestank milderte das aber nicht. In den Rinnsteinen rechts und links sammelte sich Unrat. So wie er roch, war auch er menschlichen Ursprungs.

Endlich erreichte sie einen weitläufigen Platz, auf dem sich bunte Marktbuden aneinanderreihten. Ihre Füße in den ungemütlichen und viel zu warmen Stiefeln schmerzten. Sie spürte ihre Finger, die den Griff ihres Koffers umklammert hielten, kaum mehr.

Die schmalen Bauten mit ihren spitzen Giebeln rund herum erinnerten sie an Straßburg und würden sicher hübsch anmuten, wenn man sich dazu Sonnenschein vorstellte und den Geruch verdrängte. Und übersah, dass es auffällig viele Kinder gab, die herumstreunten und sämtlich mit Lumpen bekleidet waren.

Pfarrer Wieland hatte berichtet, dass sich Pfarrer Bevenkamp den Großen Neumarkt nicht ohne Grund ausgesucht habe. Er hatte Kindern ein Zuhause geben wollen, die zwar eines hatten, aber keine Menschen, die sie dort umsorgten. Manche wuchsen bei ihren Eltern auf, die keine Zeit für sie fanden. Oder bei mal mehr, mal weniger entfernten Verwandten, bei denen es nicht anders aussah. Insofern handelte es sich gar nicht wirklich

um ein Waisenhaus. Man konnte es wohl eher als eine erzieherische Anstalt bezeichnen.

»Entschuldigen Sie«, wandte sich Agnes an eine vorübereilende Marktfrau. »Wo finde ich den Kraienkamp?«

»Da rechts«, rief sie, ohne anzuhalten, »dann noch ma' rechts, dann geradeaus.«

Wo eben schon beklemmende Enge geherrscht hatte, fand sich Agnes nun in schmalen Gängen wieder, die eher an ein Labyrinth erinnerten als an ein Wohnviertel. Sie lief, wie es ihr die Marktfrau beschrieben hatte, doch keine der Gassen war die gesuchte. Die Gestalten, die in den Eingängen hockten – manche lagen auch –, traute sie sich nicht zu fragen. Überall roch es durchdringend nach Schnaps. Agnes war dankbar dafür, dass sein Geruch immerhin den der Fäkalien übertünchte.

Nachdem sie mehrmals im Kreis gelaufen war, fand sie den Kraienkamp und wenig später ein großes rot geklinkertes Haus, das die Nummer vier trug. Sie nahm ihren Mut zusammen, stieg die Treppe hinauf und klopfte.

Zunächst war nichts zu hören aus dem Innern, doch nach einer Weile wurden Schritte laut, die Tür öffnete sich mit einem traurigen Ächzen, und ein kleiner Junge schaute heraus, das Gesicht ein einziges Strahlen.

»Ja?«, fragte er.

»Ist dies das Waisenhaus?«

»Ja«, sagte er. »Aber du bist zu alt für uns.«

Agnes lächelte. »Finde ich hier die Witwe Bevenkamp?«

Nun glitt ein Zögern über sein Gesicht.

»Äh«, sagte er und hob die Schultern. »Weiß nicht.«

»Wieso, ist sie manchmal da und manchmal nicht?«

»Sie ist *nie* da.« Er biss sich auf die Unterlippe. »Sie sollte jedenfalls nie da sein, sagt der Pastor, weil sie alles in Unordnung bringt.«

Nachdenklich sah Agnes ihn an. Schließlich zuckte er wieder mit den Schultern und öffnete die Tür weiter.

»Also, so ist das: Wenn du eine Frau siehst, die nicht so wirklich aussieht wie eine Frau, sondern mehr wie ein Mann, der ein Kleid trägt, dann könnte es sein, dass das Frau Bevenkamp ist.«

»Und wo könnte ich sie sehen?«, fragte Agnes.

»Na, hier. Vielleicht. Vielleicht aber jedenfalls auch nicht, ne?«

Er sprang davon. Agnes trat in einen dunklen Gang, der rechts und links von Bücherstapeln flankiert war. Sie hatten unterschiedliche Höhen, und immer dort, wo das oberste Buch lag, hing an der welligen Wand ein Bild.

Waren zuerst die Büchertürme da gewesen, fragte sich Agnes, oder hatte jemand die Stapel bis exakt zum unteren Rand der Rahmen erbaut?

»Hallo?«, rief sie. »Ist da jemand?«

Da ihr niemand antwortete, machte Agnes kehrt. Gleich neben der Eingangstür hatte sie eine Treppe gesehen, die nach oben führte. Nichts bewegte sich in dem fahlen Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel.

Oder hatte sie da nicht doch etwas gehört, Füßetrappeln vielleicht, ein Rumpeln? Mit gespitzten Ohren und angehaltenem Atem stand Agnes da. Ein Krachen

ertönte, noch eines, Türenquietschen und eine Frauenstimme, die schrie:

»Nicht mit mir, Freundchen, nicht mit mir!«

Agnes lief darauf zu. Die Geräusche waren von oben gekommen. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend hastete sie in die erste Etage.

Dort, in einem langen Gang, dessen zahlreiche Türen geschlossen waren bis auf eine, stand … nun, wohl Frau Bevenkamp. Agnes hätte sie tatsächlich für einen Mann gehalten, denn ihr aschblondes glattes Haar war kurz geschnitten. Gut einen Finger breit über den Ohren hörte es auf, dazu trug sie einen Pony, der aussah, als habe eine Böe ihn nach oben geweht.

Frau Bevenkamp, wenn sie es tatsächlich war, sah Agnes perplex an, wandte sich aber gleich wieder ab und brüllte:

»So behandelst du mich nicht!«

»Frau Bevenkamp«, ertönte eine Stimme aus dem Zimmer. »Ich möchte Sie bitten, die Formen der Höflichkeit zu wahren. Wir wollen den Kindern ein Vorbild sein, nicht wahr? Also achten Sie bitte auf …«

»Ich achte auf mich und die Kinder, das reicht!«, schrie Frau Bevenkamp so laut, dass Agnes zusammenfuhr.

»Ich muss Sie nun wirklich bitten zu gehen, Frau Bevenkamp.« Die Stimme klang so verzweifelt, dass Agnes Mitleid mit dem unsichtbaren Mann empfand. »Andernfalls sehe ich mich genötigt, die Kirche einzuschalten.«

»Ja, mach nur«, entgegnete Frau Bevenkamp mit

höhnischer Stimme. »Mach. Die werden dir schon eins pfeifen, wie du dieses Haus führst.«

»Frau Bevenkamp«, erklang es heiser und verzweifelt, »bitte gehen Sie jetzt.«

Frau Bevenkamp stampfte mit dem Fuß auf. Agnes hatte Mühe, sich ein Kichern zu verkneifen. Die Witwe war sicher sechzig Jahre alt und hatte mit Agnes' Vorstellung von Apfelrotwangigkeit und runden Hüften rein gar nichts gemein. Doch ihr kindlicher Trotz war niedlich, fand sie, zumindest bis zu dem Moment, in dem Frau Bevenkamp sie zu bemerken schien.

»Und wer bist du?«, fuhr sie Agnes an. »Du rostfarbiges Klappergestell, wenn du Arbeit willst, muss ich dich enttäuschen. Der werte Pastor Sörensen da drin«, sie deutete mit dem Kinn in Richtung der geöffneten Tür, »hat keine Arbeit zu vergeben. Er spart nämlich. Er spart an allem, woran man sparen kann, und soll ich dir mal sagen, womit er angefangen hat? Mit mir!«

»Frau Bevenkamp«, ertönte es mit drohendem, aber immer noch unsicher erscheinendem Unterton, »bitte sprechen Sie nicht so mit Menschen, die Sie nicht kennen. Und bitte sehen Sie davon ab, derartigen Unsinn zu verbreiten.«

»Lässt du mir das Pfarrhaus doch?«, schrie Frau Bevenkamp schräg nach hinten.

»*Ich* lasse gar nichts, und das wissen Sie genau. Die Kirche lässt Ihnen das Pfarrhaus nicht mehr, weil sie es nicht kann. Wir haben Sie ein Jahr lang unterstützt, Frau Bevenkamp.« Rascheln ertönte, dann sprach der Herr leise weiter. »Dreizehneinhalb Monate, um ganz

genau zu sein. Aber nun wird die Pfarrwohnung anderweitig gebraucht …«

»Ja«, rief Frau Bevenkamp, »für dich! Für dich und deine, deine, deine …«

»Meine Frau. Meine Frau, die ein Kind erwartet. Und ja, auch für mich.«

Ein Kopf erschien in der Tür und nickte Agnes beiläufig zu. Er gehörte zu einem jungen Mann, dessen Haar etwas zu lang war, vielleicht als offensichtlicher Gegensatz zu der Frisur, die Frau Bevenkamp trug. Er blickte ernst zu Frau Bevenkamp hinunter, die er um mindestens drei Köpfe überragte.

»Wir haben aus Rücksicht auf Sie ausgeharrt, aber bitte verstehen Sie, Frau Bevenkamp, wie hilfreich es für uns wäre, in der Nähe des Waisenhauses zu leben.«

Frau Bevenkamp zischte etwas, das Agnes nicht verstand, und sie war nicht unglücklich darüber. Auch der Pfarrer schien lieber nicht nachfragen zu wollen. Beide starrten einander an, als trügen sie einen Wettkampf aus. Der Pfarrer verlor.

Er verabschiedete sich mit einem abwesenden Kopfnicken von Agnes und schloss leise die Tür.

»Ja, und die?«, fragte Frau Bevenkamp das Holz und deutete auf Agnes.

»Ich wollte zu Ihnen.«

Langsam wandte ihr Frau Bevenkamp das Gesicht zu. Sie hatte ausgeprägte Wangenknochen, dunkle Augen und Brauen, die eher zu einer Südländerin anstatt zu einer Hellhaarigen passen wollten.

»Warum?«, fragte sie und klang dabei so drohend, dass Agnes zusammenzuckte.

»Pfarrer Wieland schickt mich«, sagte Agnes in der fröhlichen Erwartung, Frau Bevenkamp werde gleich allen Argwohn fallen lassen und sie willkommen heißen.

Frau Bevenkamp starrte sie mit düsterer Miene an.

»Pfarrer Wieland aus Straßburg«, versuchte es Agnes erneut.

Es war doch ausgeschlossen, dass Tilly Bevenkamp sich nicht an ihn erinnerte! Pfarrer Wieland hatte ihr erst kürzlich geschrieben. Um ihr sein Beileid auszudrücken und sie zu fragen, ob sie Hilfe brauche. Und Frau Bevenkamp hatte das bejaht.

»Mein Name ist Agnes Martin. Ich bin Ihre neue Gesellschafterin.«

Ein spöttisches Grinsen glitt über Frau Bevenkamps Gesicht.

»Ach, das bist du, ja? Ich sage dir jetzt mal etwas, Kind: Versuch nicht, mich auf den Arm zu nehmen. Du bist zu alt fürs Waisenhaus, das sieht nun wirklich jeder, der nicht strohblöd ist. Also lass dir etwas Besseres einfallen, wenn du einen Platz zum Schlafen brauchst.«

»Nein, wirklich«, sagte Agnes, doch ihre Stimme klang überhaupt nicht mehr entschlossen. »Pfarrer Wieland leitet ein Waisenhaus in Straßburg. Er war mit Ihrem Gatten, mit Ihrem … verstorbenen Gatten befreundet.« Agnes versuchte einen Knicks, der ihr gründlich misslang. Warum war diese Dame so grantelig zu

ihr? Da fiel ihr ein, dass Tilly Bevenkamp jedes Recht der Welt hatte, unfreundlich zu sein.

»Es tut mir sehr leid, dass Sie einen solchen Verlust erlitten haben«, sagte sie schnell.

»Red nicht so einen geschwollenen Quatsch daher, Kind!«, zischte Frau Bevenkamp.

Agnes senkte den Blick und betrachtete nachdenklich den abgenutzten Dielenboden. Unter anderen Umständen würde sie eine Person, die so mit ihr sprach, freundlich bitten, sich jemand anderen zum Anschreien zu suchen. Vielleicht ihr eigenes Spiegelbild oder einen Frosch, denn Agnes hatte gelesen, dass diese Tiere nicht hören konnten.

Aber die jetzigen Umstände waren eben besonders.

»Pfarrer Wieland hat ein Waisenhaus nach dem Vorbild von diesem hier aufgebaut. Er hat Ihren Gatten und Sie besucht, Frau Bevenkamp. Vor zehn Jahren. Vielleicht waren es auch fünfzehn.«

»Oder hundertzwei.«

Die Witwe Bevenkamp marschierte an Agnes vorbei und polterte die Treppe hinab.

Fieberhaft dachte Agnes nach. Was hatte Pfarrer Wieland noch gesagt, das ihn in das Gedächtnis der Witwe zurückholen könnte? Hatte er nicht von einem gemeinsamen Essen gesprochen?

»Bitte, warten Sie«, rief Agnes. »Sie haben damals für ihn Pansen gekocht.«

Die Witwe Bevenkamp hielt inne, drehte sich um und starrte Agnes an. Dann sagte sie: »Du bist eine schlechte Lügnerin. Zu deiner Information, ich habe nie Pansen

zubereitet und werde das auch sicher niemals tun. Ich verabscheue Fleisch, und mein Mann hat es ebenso gehalten.«

Damit war sie fort.

Agnes biss sich auf die Unterlippe. War es wirklich Pansen gewesen? Irgendetwas mit P jedenfalls, das sie noch nie zu sich genommen hatte, aber in der Hinsicht gab es ja zu jedem Buchstaben im Alphabet eine stattliche Auswahl.

Bevor sie allerdings die Witwe aus dem Blick verlor, sollte sie sich sputen. Sie kannte ihre Adresse nicht, und auch wenn jetzt klar erschien, dass Tilly Bevenkamp sie weder erwartet hatte noch als Gast bei sich aufnehmen wollte, gab es keine andere Möglichkeit. Wohin sollte sie sonst in dieser Stadt, die sie nicht kannte?

Den Koffer halb schleppend, halb ziehend lief sie die Stufen hinab und rannte auf die Straße. Ein Stück entfernt sah sie das kurze dunkelblonde Haar wippen und die schmale Gestalt so entschlossen vor sich hin stapfen, dass die anderen Passanten erschrocken zur Seite stoben.

Es kam ihr seltsam vor, der Witwe heimlich zu folgen. Doch so blieb ihr immerhin noch Zeit, ihr Gedächtnis nach dem Namen des Gerichtes zu durchforsten, mit dem Frau Bevenkamp, damals augenscheinlich milder gestimmt, Pfarrer Wieland bewirtet hatte.

Vor einem schmalen, niedrigen Haus, das eingezwängt lag zwischen höheren Bauten rechts und links, verlangsamte Frau Bevenkamp ihre Schritte.

Zwei Damen, bei denen es sich wohl um Nachbarinnen handelte, riefen: »Guten Abend, Frau Pastor.«

Mit einer abfälligen Handbewegung stieg Frau Bevenkamp drei Stufen zu der einst blau bemalten, jetzt verblichenen Tür hinauf. Die Nachbarinnen rümpften die Nasen und drehten sich weg, beäugten aber Agnes aus den Augenwinkeln, die ihnen freundlich zunickte.

Die blaue Tür war mit einem Rumms ins Schloss gefallen. Agnes atmete tief ein und tief aus und bereitete sich innerlich darauf vor, begleitet von Frau Bevenkamps Zetern die kleine Treppe gleich wieder hinabgescheucht zu werden. Sie hob die Hand und klopfte.

»Die ist taub, wenn sie nicht hören will«, sagte eine der Nachbarinnen in gehässigem Ton.

»Danke«, murmelte Agnes und klopfte noch einmal.

»Früher war sie mal eine Gute«, sagte die andere, die freundlicher klang. »Aber seit der Mann tot ist …«

Die beiden wechselten einen bedeutsamen Blick.

»Ja, das ist traurig«, murmelte Agnes, weil ihr nichts Besseres einfiel. Sie klopfte wieder. Als sich immer noch nichts rührte, drückte sie die Klinke herunter, schob die Tür auf und trat ein. Im Innern war es dunkel und kühl. Sie lauschte in die Stille, die bloß durchbrochen wurde von einem quengelnden Kind, das sich nebenan befinden musste.

Das Pfarrhaus oder besser gesagt das, was sie davon erkennen konnte, verfügte nicht gerade über viel Platz. Agnes fragte sich, wie eine Familie hier leben wollte – mit einem Flur, der kaum groß genug war, dass man sich um sich selbst drehen konnte. Eine Treppe hinauf

gab es nicht. Es war also weniger ein Pfarrhaus als eine Pfarrerswohnung. Von der Diele ab ging ein Raum mit einer winzigen Kochstelle darin. Diese war kaum zu erkennen unter der dicken Staubschicht.

Direkt daneben war eine Tür bloß angelehnt. Agnes zögerte zu klopfen. Schließlich schob sie die Tür langsam auf. Der Raum dahinter war noch finsterer als der Flur und nur spärlich möbliert.

»Bitte entschuldigen Sie«, sagte Agnes leise zu der Gestalt, die gekrümmt auf einem Hocker saß.

Als Frau Bevenkamp ruckartig den Kopf hob, glaubte Agnes zwei glänzende Bahnen auf ihren Wangen zu entdecken. Ihre Augen jedoch blitzten vor Wut.

»Mich auch noch bestehlen willst du? Dann lass dir sagen, dass ich nichts besitze. Schau ruhig alles durch. Du findest nicht mehr als den Strunk eines Kohlkopfes, aber nimm den nur, wenn es dir beliebt, nimm den nur.«

»Waren es vielleicht Pelmeni?«, fragte Agnes.

Von diesen Teigtaschen hatte sie einmal in der Zeitung gelesen.

»Wie bitte?«

»Haben Sie Pfarrer Wieland vielleicht Pelmeni gekocht?«

Frau Bevenkamp starrte sie an. Langsam wich der wütende Glanz aus ihren Augen, und etwas Milderes, Wärmeres schlich sich ein.

Sie schniefte, sagte aber nichts.

Nach einer Weile, in der Agnes sich nicht gerührt hatte, deutete die Witwe mit dem Kinn zu einer schmalen

Tür, die wirkte, als verberge sich dahinter eine Speisekammer.

»Da drin sind Kissen. Ich hab kein Bett, ist weg, verstehst du, und wag ja nicht, darüber zu sprechen. Ich schlafe auf den Kissen. Aber wenn du nicht weißt, wohin du sonst sollst, dann nimmst du dir ein paar und legst dich hin.«

Agnes nickte. Sie war hungrig, das spürte sie jetzt, und durstig, aber immerhin hatte Frau Bevenkamp sie nicht in hohem Bogen hinausgeworfen. Sie würde ihren Hunger morgen stillen, und verdursten konnte sie so schnell sicher auch nicht.

Die Kammer war dunkel und roch nach Feuchtigkeit und Schimmel. Agnes zog es vor, nicht zu genau dorthin zu sehen, wohin ihre Hand griff. Sie zog vier Kissen heraus, legte zwei für die Witwe hin und zwei für sich selbst und sah Frau Bevenkamp fragend an.

»So?«

»So«, erwiderte diese.

Obwohl es erst früher Abend war, zog Frau Bevenkamp die löchrigen Vorhänge zu, knöpfte ihre Bluse auf und stieg aus ihrem Rock.

»Plumpsklo ist im Hof«, sagte sie, ohne Agnes anzusehen. »Aber nimm dir einen Schlüssel mit, hängt über der Tür am Haken. Wär doch blöd, wenn du halb nackt da stehst und nicht wieder reinkommst.«

Mit einem Kopfnicken begann Agnes sich ebenfalls auszuziehen. Wenig später spürte sie die kühlen Dielen unter ihren Hüftknochen. Während die wellige Zimmerdecke vor ihren Augen verschwamm, spürte sie ein

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Lisa Marcks

Vom Himmel zum Meer
Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48829-2

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2019

Hamburg 1892. Die junge Waise Agnes tritt eine Stelle als Gesellschafterin der Pfarrerswitwe Tilly Bevenkamp an. Doch dann bricht die Cholera aus, und die Frauen fliehen in Tillys altes Elternhaus an die Ostseeküste. Eines Tages entdeckt Agnes bei einem Spaziergang ein leer stehendes Herrenhaus mit einer herrlich ausgestatteten Küche. Einer, in der man anders als in der Kate die wunderbarsten Köstlichkeiten zaubern könnte … Sie hat jedoch die Rechnung ohne den Besitzer, den attraktiven Adligen Benjamin von Reiker, gemacht. Kategorisch verweigert er ihr den Zutritt zu dem Haus. Aber gelingt es ihm auch, ihr den Zutritt zu seinem Herzen zu verbieten?

Der Titel im Katalog